

Elena N. Cvetaeva

Das wechselhafte *Glück* in seinem Bedeutungswandel

Kein anderes Wort in einer beliebigen Sprache weist so eine widersprüchliche Natur auf, wie eines, das GLÜCK bezeichnet. Denn einerseits kann ein jeder eindeutig bestimmen, ob ein Seelenzustand damit assoziierbar ist und was man meint; wenn man einem *etwas Glück wünscht*, aber andererseits würde man im alltäglichen banalen Umgang kaum eine einheitliche Definition dazu finden, gesetzt den Fall, dass einer sich oder seine Mitmenschen danach fragt.

Nicht weniger widersprüchlich und geheimnisvoll ist der Weg des deutschen Lexems *Glück*, welchen es durchgemacht hat. Nicht selten sind es aber gerade Phraseologismen, die das „wahre semantische Gesicht“ eines Wortes offenbaren, wobei sie freilich noch weitere Fragen stellen, aber gerade der komplexe Charakter eines Phrasems ermöglicht eine Antwort darauf zu finden.

Ein Phrasem erschließt zum einen die Potenzen eines Wortes und zum anderen die eines Textes, wobei der letztere wiederum hilfreich beim Interpretieren der semantischen Entwicklung eines Wortes ist. Und ohne den unmittelbaren Zusammenhang von lexikographischen und kontextuellen Quellen, der unbedingt berücksichtigt wird, wäre eine historische semantische Interpretation kaum denkbar.

Eine Novelle Gottfried Kellers heißt *Der Schmied seines Glückes*. Es geht nämlich um einen gewissen Hans Kabis, dessen Idee auf dem Wege zu einem glücklichen Leben es ist, mit ein paar gescheiterten Meisterschlägen sein Glück zu schmieden, wenn nötig, auch abwarten, was er auch übrigens ziemlich lange tut. Dann irgendwann macht er sich ans Werk, das er mehr schlecht als recht vollführt. Aber seine „Meisterschläge“ sind nichts anderes als Image-Tricks, die er mit seinem zu John Kabys veränderten Namen, mit Schmucksachen, mit einer wegen des schönen Braut-Namens für ihn erwünschten Ehe, die an seiner Enttäuschung scheitert (offiziell trägt die potentielle Braut einen ganz banalen Namen).

Er wird Barbier in seiner Heimatstadt Seldwyla, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, aber später erfährt er, dass sein Vetter, alt und reich, in Augsburg lebt. Und da macht er sich auf den Weg, das Glück lässt nicht lange auf sich warten: Es gelingt ihm, das Vertrauen des Vetters zu gewinnen. Da dieser in einer kinderlosen Ehe sein Leben fristet (und das ohne positive Aussicht, da es seine dritte Ehe ist), erklärt er John testamentarisch zu seinem Sohn und Erben. Aber das Wetter schlägt um, der Vetter bekommt nach einer geraumen Zeit einen echten Erben (unwissend, dass ihm dazu von seinem Neffen verholpen wurde) und vernichtet das Testament. John protestiert, versucht auf sein Recht zu pochen, aber der erboste Vetter wirft ihn hinaus.

Die Geschichte endet in Seldwyla, wo unser Glücksschmied eine kleine Schmiede kauft und dort Nägel machen lernt. Er empfand freilich „Reue über die

unzweckmäßige Nachhilfe, die er seinem Glück hatte geben wollen. Allein auch diese Anwandlungen verloren sich allmählich, *je besser die Nägel gerieten, welche er schmiedete*“ (Keller 2000: 96, Hervorhebung durch die Verf.).

Eine durchaus lehrreiche Geschichte, fast eine Parabel. Man könnte sie literaturwissenschaftlich vielseitig interpretieren. Wir beschränken uns aber auf dem Titel, der ein Teil von einem überaus gebräuchlichen deutschen Sprichwort ist.

Die Novelle veranschaulicht – phraseologisch betrachtet – den Weg, welchen ein Idiom durchmacht, aber rückwärts. Der Protagonist geht seinen Weg des Leidens, indem er falsch den Sinn der Volksweisheit versteht. Er wartet ab, gibt sich nicht viel Mühe. Und erst als er sich an das handwerkliche Schmieden macht, erlebt er eine seelische Transformation, denn es geht zum Schluss um Nägel, die immer besser gerieten, und somit wird unser „Glücksschmied“ zu einem Meister, zu einem, der etwas eigenhändig schafft. Aber er *schmiedet* (im wahrsten Sinne des Wortes) doch Nägel. Er erreicht praktisch den Zustand des phraseologischen Etymons, legt den Bedeutungswandelweg vom Abstrakten zum Konkreten zurück.

Was hat das Lexem *Glück* überhaupt damit zu tun? Der Stamm ist äußerst produktiv in der deutschen Wortbildung – sowohl bei der Ableitung, als auch bei der Zusammensetzung. Was ein mittelbarer Hinweis auf die Relevanz des Begriffes für das deutsche Weltbild seit dem Mittelalter ist. Um nur einige wenige Beispiele anzuführen:

die Verben: *glücken* „gelingen, nach Wunsch ablaufen“, mhd. *g(e)lücken*, wurde zum Substantiv; im Mhd. trifft man es nur selten, erst in nhd. Zeit breitet sich das Verb aus; *beglücken* „glücklich machen, erfreuen“ ist seit Anfang des 17. Jh. belegt; *verunglücken* „einen Unfall erleiden, misslingen, missraten“ (17. Jh.); das abgeleitete Substantiv *Unglück* „verhängnisvolles Ereignis, schweres Missgeschick, Schicksalsschlag, Pech“, mhd. *ung(e)lücke*;
die abgeleiteten Adjektive: *glücklich* „vom Glück begünstigt, erfolgreich, zufrieden, vorteilhaft, günstig“, mhd. *gelücelich* „vom Zufall, vom Schicksal abhängig, günstig“; *unglücklich* „traurig, niedergeschlagen, bedrückt, verhängnisvoll“ (15. Jh.); *glücklichselig* „sehr glücklich, überglücklich“, mhd. *gelücksælec*;
die substantivischen Zusammensetzungen: *Glückseligkeit*, spätmhd. *gelücksælecheit*;

Glückskind „vom Glück Begünstigter, wem alles gelingt“ (16. Jh.), vielleicht nach lat. *fortunae filius*; *Glückspilz* zunächst im Sinne von „Emporkömmling, Parvenü“ (2. Hälfte 18. Jh.), eigentl. „wer wie ein Pilz plötzlich aus dem Nichts aufschießt“ (ev. unter dem Einfluss von engl. *mushroom*, das sowohl „Pilz“ wie auch „Emporkömmling“ bedeutet), von der 2. Hälfte des 19. Jhs. an wird gleichbedeutend mit *Glückskind* verwendet; *Glücksrad* (seit dem 17. Jh.) gilt als Sinnbild für die Veränderlichkeit des Glücks, auch „das sich drehende Rad bei Verlosungen und bestimmten Glücksspielen“, mhd. *des gelüces rat*, auch *gelückrat*, später *glückrad* (14. Jh.); *Glücksritter* „wer sich in seinem Handeln sorglos auf sein Glück verlässt“, auch abschätzig für „Abenteurer“ (2. Hälfte 18. Jh.) verwendet, zunächst auf mittelalterliche Verhältnisse bezogen „Ritter, der auf Glück auszieht“ (DWDS).

Die Wortbildung offenbart vielseitige Motive, die die Semantik des Wortes im Laufe der Zeit erlebt hat. Nicht weniger relevant für die semantischen Wandlungen ist das Aufkommen und Fortleben von stehenden Redewendungen mit den zu betrachtenden Lexemen.

In der Kurzfassung des Beitrags von H. Burger auf der Konferenz EuroPhras – 2012 in Maribor (27.–31. VIII. 2012) heißt es:

Ein neuerdings wieder virulenter Aspekt des Problems ist die Rolle der Etymologie und/oder der Volksetymologie für die Beurteilung aktueller Sprache. Das ist nicht nur eine akademische Frage. Vielmehr haben die Sprecherinnen und Sprecher zu allen Zeiten bis zu einem gewissen Grade ein Bewusstsein für die Historizität der von ihnen gebrauchten Phraseme. Dies soll an Texten aus der frühen Neuzeit und der Gegenwart demonstriert werden (Burger 2012).

Das deutsche Sprichwort *Jeder ist seines Glückes Schmied*, welches auch der Redensart *der Schmied seines Glückes sein* mit der Bedeutung „sein Schicksal selbst in die Hand nehmen“ zugrunde liegt, gehört zu der antiken lateinischen Überlieferung. In lateinischer Form soll es in einer heute verlorenen Sammlung eines römischen Konsuls in 307 v. Chr. erwähnt worden sein, denn in einer späteren lateinischen Schrift findet sich ein Hinweis darauf: „In carminibus Appius ait fabrum esse suae quemque fortunae“, wo diese Fähigkeit, sein Glück selbst zu gestalten, ausschließlich dem Weisen zugeschrieben wird und heißt wörtlich: *Glück schmieden* (Röhrich 1973). Soll die Redensart also im Deutschen wie auch in vielen anderen Sprachen als eine Entlehnung interpretiert werden?

Eine andere Version schließt die Hypothese völlig aus, zumal das Sprichwort in vielen indogermanischen (und nicht nur) Sprachen belegt ist, und eine parömiologische Universalie darstellt. Die Varianten in verschiedenen Sprachen betreffen hauptsächlich die handelnde Person, wobei es im Deutschen und in den norddeutschen Sprachen sowie in den meisten slawischen Sprachen um den *Schmied* geht und sonst handelt es sich überhaupt um einen *Meister*, *Baumeister* und *Schöpfer*: Vgl.: rus. *всяк КУЗНЕЦ своего счастья* (rus. *кузнец* „Schmied“); schwed. *sin egen lykas SMED*, norw. *enhever er sin egen lykkes SMED*, engl. *every man is the ARCHITECT of his own fortune* und *man FORGES his own destiny* (engl. *forge* vt, „schmieden“); fr. *chacun est ARTISAN de sa proper fortune* (fr. *artisan* „Handwerker“, aber auch „Schöpfer“); span. *cada uno es ARTIFICE de su fortuna* (span. *artifice* „Meister“). Der Beruf (oder auch Berufung) als solcher ist also nicht relevant. Die Idee hat den allgemein gültigen Wert, das Formelle variiert je nach der kulturellen, nationalen Spezifik.

Aber zurück zum deutschen Phraseologismus: Dass es ein Phraseologismus, und zwar ein Idiom ist, bleibt außer Zweifel – es offenbart die Polylexikalität, die Festigkeit und die Idiomatizität (die Komponenten bilden eine durch die syntaktische und semantische Regularität der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit) (Burger 2010: 14). Die Frage bleibt aber: Ob der Phraseologismus bildlich ist, das heißt, ob wir uns das dahinter stehende Bild vorstellen können (wie etwa bei *Öl ins Feuer gießen*)?

Auf den ersten Blick ruft der bildliche Gehalt des Idioms keine Zweifel hervor. Aber: wörtlich *das Glück schmieden* ergibt nichts. Was stellt man sich da eigentlich vor? Da sollte man zur Etymologie des Lexems greifen, wobei sich herausstellt, dass die Herkunft von *Glück* unklar ist, und je jünger die lexikographische Quelle, desto mehr Zweifel werden an den Tag gelegt.

Kluge gibt an, das Wort stamme aus dem 13. Jh., mhd. *g(e)lücke*, mndd. *gelucke*, mndl. *geluc(ke)* Stammwort. Herkunft unklar. Bedeutungsübertragung aus afrz. *destinée*, das entsprechende Wort bedeutet einerseits „Festsetzung, Bestimmung, Beschluss“, andererseits „christliches Fatum“ (Kluge 2002).

Die Kluge-Version aus dem Jahr 1960 verweist darauf, dass es auffallend spät bezeugt sei und stützt seine Etymologie auf die ig. Wurzel **leug* mit der Bedeutung „biegen“, welche über „zubiegen“, „zuziehen“ die germ. Bedeutung „schließen“ ergab. *Glück* wäre aus „Art wie etwas schließt, endigt, ausläuft“ zu „was gut ausläuft, sich trifft“ geworden. Das Wort erlebt die Verbesserung der Bedeutung. Auf diese Entwicklung mögen die mhd. Lexeme für Gelingen (*gelinc* m., *geling* f, n) ausgewirkt haben (Kluge 1960).

Jedenfalls ist die Herkunft des relativ spät auftretenden Wortes nicht geklärt. Mhd. *g(e)lücke* ist erstmals in der frühhöfischen Dichtung bezeugt und verbreitet sich mit der höfisch-ritterlichen Kultur vom Rhein aus über das deutsche Sprachgebiet. Es bedeutet anfangs „Schicksal, Geschick, Ausgang eines Geschehens oder einer Angelegenheit“ (sowohl zum Guten als auch zum Bösen) und tritt als Schicksalsbegriff in Konkurrenz mit mhd. *sælde* und *heil*, den älteren Ausdrücken für „Segen, Heil, Glück“. Aus dem engeren Gebrauch im Sinne von „günstiger Verlauf oder Ausgang eines Geschehens, günstiges Geschick“ entwickelt sich *Glück* zur Bezeichnung des wünschenswerten „Zustandes starker innerer Befriedigung und Freude“. Im 14. Jh. nimmt *Glück* auch die Bedeutung von „Beruf, Lebensunterhalt“ an (DWDS).

Dahinter steckt auf jeden Fall etwas Amorphes. Da hätten wir einen Widerspruch: Das Objekt der möglichen Handlung ist im nicht phraseologischen Sinne eher abstrakt, wobei die Person, die schmiedet, eine ganz konkrete Handlung auszuführen hat.

Da wäre noch die Tatsache zu beachten, dass das Eisen sich schmiedet, solange es gebogen werden kann (man beachte diesen Aspekt in Anlehnung an das semantische Motiv des Biegens in der Kluge-Version 1961, s. o.).

Was *schmiedet* man sonst außer Metall? Wie bekannt, soll man das Eisen schmieden solange es heiß ist. Aber was sonst außer Metall? Die Regel gilt bekanntlich: *Leben* ist das, was passiert, wenn du gerade andere *Pläne schmiedest*. In einer *Ideenschmiede* schmiedet man also *Ideen*. Manchmal geht es aber auch um ein *Komplott*, welches man gegen jemanden schmiedet. Außer Eisen ist man sonst mit mentalen Sachen konfrontiert. Das hilft uns aber nicht weiter. Diese Kollokationen ergeben – wie ersichtlich – lauter abstrakte Begriffe (wobei unser Schmied von Seldwyla, als er glücklich wurde, mit ganz normalen Nägeln zu tun hatte).

Wenn also das eine Nomen nicht hilft, bleibt der einzige Weg: die Person selbst (*Schmied*). Der jeweilige germanische Stamm bezeichnet grundsätzlich einen Handwerker (neben Schmied auch Zimmermann, Waffenmeister, Krüger, Töp-

fer usw.). Die Bedeutung war ursprünglich wohl allgemeiner; vgl. ahd. *smeidar* „Künstler, Bildner“. Außergermanisch vergleicht sich z.B. die griechische Wurzel mit der Bedeutung „Schnitzmesser“, zu vergleichen seien außerdem *als wurzelverwandt goth. maitan* „hauen“, *ahd. meizan* „meizel“. Die Bedeutung der zu Grunde liegenden Wurzel scheint „glättend, kunstvoll bearbeiten, bilden“ zu sein (DWB).

Warum ist aber im Deutschen für das Glück eines jeden ausgerechnet der Schmied und kein anderer Handwerksmeister zuständig? Einen weiteren gründlichen Einblick in die Semantik des Wortes vermag Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm zu verschaffen (DWB). Dem umfangreichen Artikel entnehmen wir nur für uns relevante semantische Aspekte, die reich mit historischem Sprachmaterial belegt sind:

Es wird zunächst ebenfalls auf die ursprüngliche Bedeutung „Bildner“ hingewiesen, dann auf die spätere Einschränkung auf den in alter Zeit am meisten geschätzten Bildner, den Verfertiger des für Fristung und Sicherung des Lebens so nützlichen metallenen Geräts, dessen Kunst in deutschen Mythen verherrlicht wird. Wieland, der gefeierte Schmied der germanischen Sage, baut auch ein Schiff; und der Zimmermann, der Schiffe und Häuser baut, wird im ags. und altnord. auch *Schmied* genannt. Noch aus frühhd. Zeit lässt sich der allgemeinere Gebrauch erweisen. Paracelsus unterscheidet den Schmied des Holzes und den Schmied der Metalle. Andererseits herrscht schon ahd. die Beziehung auf den Bearbeiter von Metall vor, wie das die Zusammensetzungen *êrsmid*, *goldsmid*, *kaltsmid*, *silbersmid* zeigen. Noch deutlicher ist das im mhd. erkennbar, wo Zeugnisse aus der lebendigen Sprache und zahlreichere Zusammensetzungen vorliegen: An das alte Arbeitsgebiet des Metallarbeiters erinnert es, wenn in älteren Quellen manchmal das Simplex gebraucht wird, wo später ein Kompositum oder ein anderes Wort erscheint, so vom Arbeiter in Edelmetallen (gold-, silberschmied):

diu *krône* ist elter danne der künec Philippes sî:
dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî,
wies ime der *smit* sô ebene habe gemacht.

(Walther v. d. Vogelweide)

Der Verfertiger von Schlüsseln wurde als Kleinschmied und Schlosser bezeichnet: *chain smit sol sluzzel wurken die* auf taich oder auf wachs sint gedrucket. (mhd.). Auf die gleiche Tätigkeit weist der nd. Ausdruck *smedes dogter für Schloss: daar is smedes dogter vör* „die thür ist verschlossen“ (brem.). Der Teilung des alten Handwerks in mehrere entspricht die Gebrauchseinschränkung des Simplex, das schließlich nur noch den Verfertiger von gröberen Eisenarbeiten bezeichnet (vor allem das Schmieden und Befestigen von Hufeisen).

Die Künste eines Schmiedes erstreckten sich auch auf die Heilung von Menschen:

frü schickt der abt nach seinem schmidt, und sprach zu dem schmidt, sag du mir,

ich hab gehöret offt von dir wie du kanst mancherley artzney, sag ob dir auch bewisset sey die artzney für den zahnweh.

(H. Sachs)

In Vergleichen wird besonders die körperliche Kraft eines Schmiedes hervorgehoben, die sein Handwerk fordert und ausbildet:

sus tûrten si (die ritter) mit strîte ûf des angers wîte: es wæren müede zwêne smide, ob si halt heten starker lide, von alsô manegem grôzem slage.

(W. v. Eschenbach Parz)

Mittelalterliche sprichwörtliche Wendungen zeigen den Schmied in mehrfachen Beziehungen zu seinem Handwerk: *der schmid lobt seinen hammer*. Aber auch das Lexem als solches wird gelegentlich auf geistige Tätigkeit, Erdenken und Ausführen von Plänen gebraucht: *dô wart der von Burgenstein frô und sprach: diz ist ein guoter smit gewesen, der diz dinc allez gesmidet hât. daz meint er alsô, er wære der smit, dann er hette dise sachen alle erdâht und an getragen* (mhd.).

In spöttischem Sinne bezeichnen die jeweiligen Komposita einen Menschen; welcher in seinem Beruf ungeschickt und kunstlos ist: reimschmied, suppen-schmied. Scherzhaft heißt der Bäcker semmelschmied: auff, spring zum semmelschmied und hol mir frisches brodt.

Bei Paracelsus findet sich in Anlehnung an die alte allgemeine Bedeutung des Wortes *schmied* als „schaffende, bildende Kraft“: *der saam ist nichts, er hat allein den anfang, in der die form ist, und der schmid, natur und eigenschaft* (frei nach: DWB).

Folglich hatte das Wort schon in den früheren Zeiten einen breiteren Anwendungsbereich, war aber auf dem Wege zur Spezialisierung. Den Vorrang gewann der *Schmied*, nicht zuletzt weil er mythologisch (d. h. für die naive Weltauffassung) relevant für sprachliche Reflexion war.

Das Einzige, was Phraseologismen mit der Komponente *Schmied* sowie mit den paradigmatisch relevanten Komponenten wie etwa *schmieden*, *beschlagen*, *Schmiede* gemeinsam haben, ist der Verweis darauf, dass sie bedeutend älter als schriftlich fixiert sein sollen. Das ist schon ein Grund das mythologische Weltbild als Grundlage der Recherche zu benutzen. Damit hätten wir eine weitere Möglichkeit, der Sache auf den Grund zu gehen.

Viele Mythologien kennen den so genannten *culture hero* (fr. Heros civilisateurs, dt. Heilbringer), welcher zu den grundlegenden Gestalten der mythologischen Weltauffassung gehört. Seine Funktionen sind mannigfaltig. Er bringt den Menschen vieles bei, was ihr Leben zivilisierter macht. Mythologisch betrachtet ist er also ein Sinnbild für Meister und Demiurg (Weltbaumeister, Weltenschöpfer). Aber vor allem ist er für das Feuer zuständig (ebenfalls ein grundlegendes Mythologem).

Als die Menschen lernten, Erze zu schmelzen und daraus Waffen, Schmuck u. a. m. anzufertigen, musste ihnen das Schmiedehandwerk rätselhaft und unheim-

lich vorkommen. Die Erinnerung daran ist in zahlreichen Sagen vom kunstreichen Schmied zu finden. An dieser Stelle seien erwähnt der griechische Hephaistos (nicht nur Gott des Feuers, sondern auch Schutzherr des Schmiedehandwerks), Dädalus, den Athene selbst in die Schmiedekunst einweihte und der sich aus der Gefangenschaft befreite, indem er für sich und seinen Sohn Ikaros Flügel anfertigte und auf diese Weise floh. Auch die germanische Sage vom Meisterschmied Wieland enthält ähnliche Motive und lässt erkennen, welch hohes Ansehen der Schmied einst genoss, wie sehr man ihn bewunderte und zugleich fürchtete.

Nun bedarf auch die mythologische Gestalt, Wieland der Schmied, eines ausführlichen Kommentars. Denn sein Wesen entspricht dem semantischen Ursprung des Lexems *Schmied* und das Lexem selbst kann somit mythosemantisch erklärt werden.

Mit neun wurde Wieland von seinem Vater, dem Riesen Wate, in die *Lehre* zu dem berühmten Schmied Mime gegeben. Seine *Kunst* (wir müssen da berücksichtigen, dass Kunst von *können* stammt) war allgemein anerkannt. Nach drei Jahren war Wieland also ein *kunstreicher* Schmied geworden. Danach schickte ihn der Riese zu den Zwergen, die besser als irgendjemand sonst die Kunst des Schmiedens beherrschten und nicht nur aus Eisen, sondern auch aus Gold, Silber und anderen Metallen die schönsten Waffen und Geräte herzustellen wussten. Bei ihnen lernte Wieland alle *Geheimnisse*. Er war ein lehrsamer Schüler und lernte schnell. Da war er aber das erste Mal mit der heimtückischen Seite des Lebens konfrontiert: Die Zwerge missgönnten ihm seine Kunst und trachteten nach seinem Leben. In seinem weiteren Schicksal erweist er sich nicht nur als ein starker, tapferer, weiser und kunstreicher, sondern auch als ein listiger, heimtückischer, manchmal auch grausamer und rachesüchtiger Mensch.

In der Zwielfichtigkeit dieser Figur offenbart sich eine gewisse Diskrepanz zwischen dem heidnischen und christlichen Weltbild. Kein Christenmensch würde sich offen zu einem Schmied bekennen. Nicht zu vergessen ist die Tatsache, dass der Name des germanischen *Wieland* sprechend ist (*vollant* ist mit *teufel* verwandt). Zu erwähnen wäre eine der ursprünglichen Bedeutungen von dem entsprechenden russischen Verb *ковать* in der Bedeutung „schmieden“, es heißt „зломумышлять“, eigentlich *böse Pläne schmieden*; wurzelverwandt ist das russische Verb mit dem heutigen Adjektiv *коварный* in der Bedeutung „tückisch, heimtückisch, hinterlistig“. Ähnliches weist auch das Englische auf: für *schmieden* gibt es heutzutage zwei Verben *to smith* und *to forge*. Wobei das erste ziemlich harmlos ist, bezeichnet das letztere außerdem in ganz verschiedenen Bereichen auch heimtückische und betrügerische Handlungen und nominal die Ergebnisse davon (einschließlich *Fälschungen*), eben dieses Verb erscheint auch in dem oben erwähnten Sprichwort *Man forges his own destiny*.

In diesem Zusammenhang ist das Verb *beschlagen* relevant. Das russische *подковать* für *beschlagen* heißt übertragen *jmdn. betrügen*. Nur im Russischen und im Deutschen haben wir für dieses Verb auch die positive Bedeutung feststellen können, und zwar „für etwas vorbereiten“: vgl. russ. *подковать* „betrügen“ vs.

хорошо в чем.-л. подкован „ist gut unterrichtet, gut beschlagen“. Das dt. *ein Pferd beschlagen* erklärt sich folgenderweise: Da ein gut beschlagenes Pferd ein gut vorbereitetes Pferd ist, bekommt das Partizip *beschlagen* die Bedeutung „bewandert, gut vorbereitet“ (Röhrich 1973).

Die betrachteten semantischen Motive finden ihren Niederschlag in zahlreichen Sprichwörtern und Redensarten, in welchen sich das ganze semantische Paradigma „Schmied“ weiter entwickelt. Zum Beispiel:

Gut beschlagen sein „in einer Sache erfahren, kenntnisreich sein“; die übertragen erst im 17. Jahrhundert auftritt (genau wie im Franz.: *ferre sur quelque chose*). Dazu gibt es auch mundartliche deutsche Varianten, z. B. im siebenbürgischen: *Di äs af alle vären beschloen*, preußisch: *Er ist auf allen vieren beschlagen* (Borchardt / Wustmann / Schoppe 1955).

Vor die rechte Schmiede gehen „an die richtige Stelle gehen, wo einem die gewünschte Hilfe oder Auskunft am besten wird“. Die Redensart lässt sich seit 1600 belegen, ist aber bestimmt älter. An der Schmiede wird das Pferd beschlagen; ein merkwürdig vollständiges Gleichnis, dass derjenige auch bildlich „gut beschlagen“ ist, der vor die rechte Schmiede gegangen ist. In Oberdeutschland sagt man: *Besser zum Schmied als zum Schmiedel*. Der Gegensatz wird in Westfalen ausgedrückt durch die Redensart: *Hei is in de unrechte Apteik kumen* (Borchardt / Wustmann / Schoppe 1955). Sonst auch: *Zum Schmied und nicht zum Schmiedchen gehen*.

Die reichlich vertretenen mundartlichen Varianten sowie Parallelen in den anderen Sprachen ebenfalls mit mundartlichen Variationen sind ein Beweis für das hohe Alter des Idioms und ein Argument in der Frage: eine Entlehnung oder nicht. Der universelle Charakter des Mythologems ergibt den universellen Charakter des sprichwörtlichen Ausdrucks: gleich sind das Bild und der Sinn, es unterscheidet sich nur die formelle Seite der Wendungen, die kulturbezogen ist.

Fazit

Einen Schlüssel zur adäquaten historisch–semantischen Betrachtung des Lexems *Glück* verschaffte uns das Etymologisieren einer komplexen sprachlichen Einheit. Außerdem werden semantische Wandlungen im Zusammenhang mit dem altertümlichen mythologischen Weltbild aufgedeckt, welches unbedingt in Sprache und Kultur seinen Niederschlag findet. Das Lexem *Schmied*, das im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel erfährt, u. z. die Spezialisierung der Bedeutung, realisiert sich im Bestand des Sprichwortes (sowie des davon abgeleiteten Idioms) in seiner ursprünglichen Bedeutung, „Meister und Schöpfer“, die sonst nur sprachhistorisch zu belegen ist. Dieses semantische Motiv erklärt die Kombination *Schmied* und *Glück* im Rahmen des Phraseologismus.

Die Novelle von G. Keller, für die das behandelte Sprichwort einen textbildenden Charakter hat, vereinigt in sich übertemporal – dank dem poetischen Genie des Autors – alle semantischen Aspekte des Lexems *Glück* (und das im Zusammen-

hang mit *Schmied* im Rahmen eines Phrasems): Einerseits realisiert sich darin die hypothetische ursprüngliche Bedeutung „biegen“, denn der Protagonist findet sein Glück im Schmieden der Nägel, andererseits kommen die Motive von „schließen, auslaufen“ und „gut auslaufen“ zum Vorschein, weil die ganze Geschichte mit dem geschmiedeten Glück endet.

Literatur:

Burger, Harald (2010): *Phraseologie*. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin.

Burger, Harald (2012): Phraseologie und Kultur, in: *Internationale Konferenz unter der Schirmherrschaft der Europäischen Gesellschaft für Phraseologie EUROPHRAS*. Maribor. 27.–31. VIII. <http://www.euophrasmaribor>.

Borchardt, Wilhelm, Wustmann, Gustav, Schoppe, Georg (1955) *Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund*. Leipzig.

DWB. *Das deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. <http://woerterbuchnetz.de/DWB>

DWDS (2008-2011) *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*. <http://www.dwds.de/>

Keller, Gottfried (2000): Der Schmied seines Glückes. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hg. v. Peter Villwock et al. Bd. 5. Basel.

Kluge, Friedrich (1960): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 18. Auflage. Berlin.

Kluge, Friedrich (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin – New-York.

Röhrich, Lutz (1973): *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Freiburg – Basel – Wien.